

Eberhard Tiefensee

# Die Pluralität der Christentümer

Da das (liturgische) Schuldbekenntnis des Papstes erst der Anfang einer unabdingbaren und tiefer schürfenden Analyse für die hier nun auch offiziell angezeigten historischen Verfehlungen der Christen und ihrer Kirchen sein kann – damit zukünftige Wiederholungen vermieden werden (falls aus der Geschichte überhaupt etwas zu lernen ist) –, sind alle Bemühungen zu begrüßen, welche das am ersten Fastensonntag 2000 Begonnene fortsetzen. Der Philosoph Herbert Schnädelbach (dessen Veröffentlichungen ich, wie ich ausdrücklich anmerken möchte, sehr schätze), hat sich zu diesem Zweck auf das fachfremde theologische Terrain begeben – und ist dabei leider wenig glücklich vorwärtsgekommen, zumindest nicht allzuweit über die religionskritische Polemik des 19. Jahrhunderts hinaus. Man ist versucht, frei nach Boethius auszurufen: *Si tacuisses, philosophus manisses!* (Wenn du geschwiegen hättest, wärst du ein Philosoph geblieben!)

Schnädelbachs Rundum-Angriff auf das Christentum (der sich am Modell des „Endes der Metaphysik“ – Segen durch Selbstaufhebung – orientiert) mit dem Ziel, das ganze Unternehmen endgültig in den Orkus der Geschichte zu befördern, bestätigt in fataler Weise die römisch-kurialen Besorgnisse, der Papst könnte mit seinem Schuldbekenntnis dem Teufel den kleinen Finger gegeben haben, der dann die ganze Hand nimmt.

Dieser Rundum-Schlag gegen das Christentum ist auch deshalb problematisch, weil Schnädelbach in seinem eigentlichen Metier als Inhaber eines philosophischen Lehrstuhls an der Humboldt-Universität wahrscheinlich vor allem auf ostdeutsche Hörer trifft, die dem Christentum bisher weitgehend nur in Form solcher Polemik begegnet sind, aber anders als viele ihrer westdeutschen Altersgenossen nicht in dieser Weise rund um sich schlagen müssen, um sich aus als christlich deklarierten repressiven Sozialisationszusammenhängen zu befreien. Um nicht mißverstanden zu werden: Es gilt hier nicht, unwissenschaftliche Rücksicht auf zarte Seelen zu nehmen – deshalb *fortiter in re* –, aber angesichts der desolaten Kenntnislage in Ostdeutschland bezüglich der christlichen Kulturgeschichte wäre doch etwas mehr Sorgfalt angebracht – deshalb *suaviter in modo*.

Daß es an der nötigen Sorgfalt mangelt, zeigt sich schon darin, daß Schnädelbach dem *Extra ecclesiam nulla salus* nicht weniger totalitär und ganz im Geiste des 19. Jahrhunderts ein „In der Kirche kein Heil“ samt „Außer der Kirche kein Unheil“ entgegensetzt (Beispiel: „Der Islam hat trotz seines Missionsdranges immer die beiden Schriftreligionen Juden- und Christentum respektiert“ [?]). Er demonstriert damit ungewollt, daß die Tendenz aller Wahrheitsansprüche auf einen absoluten Geltungshorizont hin nur schwer zu zügeln ist. Eine Toleranzkultur des Relativen ohne Relativismus auf der Basis eines aus einem Absoluten heraus begründeten Absolutheitsverbots ist offenbar schwer zu realisieren – für das Christentum wie für die Philosophie.

Schnädelbachs Christentum-Begriff will kulturgeschichtlich sein, ist aber ungeschichtlich und bleibt von daher unkonkret: Der in den letzten Jahrhunderten und Jahrzehnten nicht ohne Mühe erreichte Stand der historisch-kritischen Methodik im Bereich der Bibelexegese und der systematischen

Theologie wird von ihm souverän ignoriert oder als Rückzugsgefecht desavouiert. Von der Inkulturation als einem Charakteristikum des Christentums, die auf das christologische Dogma von der Inkarnation zurückgeht, aber immer nur im Ringen mit den jeweils gegenwärtigen Anforderungen zu leisten ist, hat er keine Kenntnis genommen. Seine Perspektive ist linear auf die westeuropäische Geschichte und die derzeitige Problemlage des Christentums in diesem Raum eingeengt. Die Pluralität der „Christentümer“ mindestens seit Beginn der Reformationszeit, die aber eigentlich schon im Kanon der biblischen Bücher (Plural!) vorgezeichnet ist, wird von ihm ausgeblendet.

Schnädelbach läuft schon am Anfang seiner Ausführungen in dieselbe Falle wie die römische Argumentation, nämlich Kirche (resp. Christentum) und handelnde Individuen völlig auseinanderzuidividieren, nur diesmal mit umgekehrtem Vorzeichen: Bei Schnädelbach ist nun das verfaßte Christentum schlecht und sind die jeweiligen segenspendenden christlichen (und vermutlich in Wahrheit eigentlich jüdischen) Individuen gut. So oder anders herum: Mit solch groben Vorstellungen über den Zusammenhang von Christentum als „Ideologie, Tradition und Institution“ einerseits, welche als solche nie Handlungssubjekte sind, und Individuen andererseits, für deren Handlungen doch erstere sowohl den lebensweltlichen Rahmen als auch eines ihrer Ergebnisse bilden, dürfte zum Verständnis der komplexen Geschichte des Christentums nebst seiner Verfehlungen nicht sehr weit zu kommen sein.

Aus der von Schnädelbach angebotenen Materialfülle kann und will ich hier nur zwei Punkte herausgreifen: Daß die Ideen der Menschenwürde und Menschenrechte nicht genuin christlich seien, weil sie nur gegen amtskirchlichen Widerstand durchsetzbar waren, ist ein vielgebrauchtes Totschlag-Argument gegen jegliche Bemühungen, Christentum gerade nicht

auf solche amtskirchlichen Strategien zu reduzieren, sondern kulturgeschichtlich als ein komplexes Interaktionsgefüge von Christentum – oder besser „Christentümern“, das heißt christlicher Welt- und Selbsterfahrung, kirchlichen Institutionen und Traditionen inklusive philosophisch-theologischen Diskursen – und außer-christlichen Einflüssen zu verstehen. Wahrscheinlich hätten sich zumindest die christlichen Väter der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und der französischen Menschenrechtsdeklaration sehr gewundert, wenn sie von Schnädelbach schon damals erfahren hätten, daß sie letztlich als aufgeklärte Juden handelten – gewundert nicht nur wegen des im Christentum unbestreitbar vorhandenen latenten und oft ausgebrochenen Antijudaismus, sondern auch weil es nicht der historischen Wahrheit entspricht: Die Ideen der Menschenwürde und der Menschenrechte sind (unbeschadet der Dankbarkeit gegenüber allen nichtchristlichen Wurzeln) ohne den abendländischen Begriff der Person nicht zu denken, dieser hat aber wesentliche Impulse aus der mittelalterlichen Diskussion über die drei göttlichen Personen und die zwei Naturen in Christus erfahren. Er verdankt sich also einer spezifisch christlichen Problemstellung. (Ich empfehle die einschlägigen Artikel im „Historischen Wörterbuch der Philosophie“.) Und selbst wenn man diese Ideen – kontrafaktisch! – als bloßes Ergebnis der Aufklärung und Säkularisierung ansieht, so sind auch diese letztlich ein Produkt des Christentums (vorausgesetzt, man versteht darunter eben mehr als Schnädelbachs eingeführten Begriff).

Bezüglich des leeren Jesus-Grabes erliegt Schnädelbach dem für einen Logiker etwas peinlichen Fehlschluß, auch diese Angabe des Matthäusevangeliums (und anderer neutestamentlicher Zeugen) entbehre einer historischen Grundlage schon deshalb, weil einige andere Aussagen des Matthäusevangeliums nicht den heutigen Kriterien historischer Wahrheit

genügen (was übrigens nicht verwunderlich ist, solange man nicht einen so eindimensional-ungeschichtlichen Begriff von „historischer Wahrheit“ anwendet, wie Schnädelbach es tut – der doch wohl mit dem Verfasser einer lesenswerten Studie über die Probleme des Historismus identisch ist). Ob und, wenn ja, auf welche Weise das Grab Jesu leer war, ist eine Streitfrage seit dem (von Schnädelbach so gescholtenen) Matthäusevangelium (Matthäus 28: Verdacht des Leichendiebstahls) bis zum heutigen Tag und wird es wahrscheinlich auch weiterhin bleiben. Dabei ist die Frage nach dem leeren Grab für den Auferstehungsglauben sekundär (wie ich übrigens schon als Theologiestudent vor 25 Jahren lernte), was auch ohne Option für Bultmanns Entmythologisierungsprogramm einleuchten dürfte: Mir ist – um der geforderten historischen Wahrheit einmal die Ehre zu geben – bisher kein Fall in der Kirchengeschichte seit neutestamentlichen Zeiten bis heute bekannt, daß jemand aufgrund eines leeren Jesus-Grabes zum Glauben an den Auferstandenen gekommen ist (von der eher allegorischen Szene in Johannes 20, 8 einmal abgesehen).

Schnädelbachs abschließender Ratschlag, angesichts der negativen Bilanz und des nun endgültigen Ausfalls der „positiv prägenden Kräfte“ das Christentum zu eliminieren, zeigt die prinzipiellen Grenzen einer solchen kulturgeschichtlichen Betrachtung. Christentum inklusive Kirche(n) ist eben nicht nur „moralische Anstalt“ und „soziale Veranstaltung“, als welche es gern gesellschaftlich funktionalisiert und damit auch domestiziert wird, sondern zumindest in der Perspektive vieler seiner Anhänger auch – wenn nicht sogar vor allem – eine Vorgegebenheit, deren welttranszendierende Intention nicht einfach mit ihren weltimmanenten Effekten verrechnet werden kann. Da diese Spannung konstruktionsbedingt unaufhebbar ist und sich durch seine ganze Geschichte hindurch als produktiv

erwiesen hat, wird es wohl, so bin ich bereit zu wetten, mit dem Christentum (in welcher konkreten Gestalt auch immer) noch recht lange weitergehen.